

19. Februar 2015

Lesung zur Ausstellung „Gyula das Tauschkind“ im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm

*"Ein Heim von Liebe warm durchglüht,
Wo wandellose Treue blüht,
Und Frohsinn sich zum Glück gesellt,
Das ist das Schönste auf der Welt."*

Familienalltag im Dorf

Mach deine Eltern nicht unglücklich und hör auf deinen Vater. Bring uns nur ja keinen Ungarn ins Haus. Du weißt doch, versprochen bist dem Georg. Der wird den großen Hof erben und dort wirst glücklich werden. Das mit der Liebe kommt von ganz allein, warte nur die Zeit wird es schon richten. Die Liebe ist ein selten verlässlicher Freund. Sie kommt und geht, aber Hektar besteht. So heiratet Elisabeth mit 16 ihren Georg, als dieser von seiner Militärzeit zurückkommt. Groß war das Hochzeitsfest und lange noch hat das Dorf davon gesprochen; es waren ja auch die feinen Leute aus der Stadt zu Gast. Ob denn das Heim von der Liebe durchglüht war, bleibt dahingestellt. Der Storch, der in steter Regelmäßigkeit auf dem Hausdach klapperte, hat sich darum nicht gekümmert. Sechs Kinder spielen auf dem Hof, eines hat das Kindbett nicht verlassen und für den kleinen Fritz, der immer kränkelte, war der Mumps zu viel. Haus, Hof und Kinder, das war Arbeit genug. Wer fragt da nach der Liebe. Man hat sich aneinander gewöhnt. Ein Mann, der nur am Sonntag ins Wirtshaus geht und sonst sei Sach' beieinander hält, ist allemal besser, als ein schneidiger Husar, der sich immer am Schnapsglas fest hält. Was kann eine Frau anderes tun, als treu sein, wenn den Kirchgang Frommheit ziert und dem Herrn Pfarrer Pflicht als Liebe gilt. Genügsamkeit ist eine Tugend und Frohsinn ist ein Lachen im Herzen, wenn nach dem Tagwerk die Familie am Tisch sitzt. Glück ist, wenn alle eigenen Wünsche in eine Streichholzschachtel passen, wenn die Älteste ihr schönes Haar zu Zöpfen flicht und der Hans, der große Bub, mit dem Vater über die Ernte spricht.

Die Marillen Bäume haben schön geblüht und viele Körbe reifer Früchte eingebracht. Genug Obst und Marmelade für die Kinder im Winter. Morgen ist Schlachttag, ist Festtag. Nur die Armen nicht vergessen und die Schwiegerleut im Haus. Wenn nur unser Heim von Krankheit verschont bleibt. Es ist ein Segen die Kinder wachsen zu sehen. Da ist es leicht froh zu sein. Uns Donauschwaben geht es doch gut. Das Glück ist so sparsam wie wir selbst, und ist man genügsam, reicht schon eine kleine Portion. Wir haben alles, was wir zum Leben brauchen und wer zu viel vom Leben verlangt, braucht auf die Enttäuschung nicht zu warten. Das Alter kommt ganz ungefragt und die Gebrechlichkeit dazu. Als Frau hast du das Jammern nicht gelernt. Das Schicksal und der liebe Gott haben dich da hingestellt, wo es schon recht ist. Am schönsten waren die Sonntage, wenn die ganze Familie im Festgewand wie in einer kleinen Prozession zur Kirche ging. Wie sollte man da nicht fromm sein, wenn der Herrgott mit Wohlgefallen auf die Seinen blickte.

Elisabeth liebte es ihren Nachwuchs und die Kinder vom Nachbarhof heimlich beim Spielen zu beobachten. Da ließ auch sie ihre Arbeit für einen Moment ruhen und sah wie die Kleinen keine Angst vor dem Schwarzen Mann hatten und wie sie sich verliebt verlobt den Ball zu werfen. Am schönsten fand sie aber das phantasievolle Spiel, wenn die Kinder in die Rolle der Erwachsenen schlüpften und selbst Vater, Mutter und Kinder spielten. Ganz fromm und züchtig übernahmen sie ihre Aufgaben, dass es Elisabeth ein Lächeln abgewann. Dabei kam ihr der Spruch „Kindermund tut Wahrheit kund“ in den Sinn und sie fühlte sich ein wenig ertappt wie ihr und ihrem Mann ein Spiegel vorgehalten wurde. War ein Kind im Spiel unartig, so drohte ihm der Stock. Der Hansi ahmte den Vater so gut nach, weil er selber solch einen Heiden Respekt vor ihm hatte. Der Junge setzte eine ernste Miene auf, sodass der Vater im richtigen Leben kaum vom Sohn im Spiel zu unterscheiden war. Ach, das Spielen kam im Leben der Kinder viel zu kurz. In den Zeiten der Ernte war daran kaum zu denken. Überall wartete die Arbeit und dafür waren auch die Kinderhände nicht zu klein. Ihr Georg war streng darauf bedacht, dass seine Kinder keine Zeit für Dummheiten im Kopf hatten. Er ließ seinen Nachwuchs nur ungern in die Schule; nicht weil er sie nur partout zum Arbeiten erziehen wollte, nein, weil anscheinend der Herr Lehrer mit seinen neumodischen Ideen der Jugend nur irgendwelche Flöhe ins Ohr setzte. Es ziemt sich nicht für einen Donauschwaben von der großen weiten Welt zu träumen, wir sind unserer Ackerscholle treu. Der Vater stemmte sich gegen alle Neuerungen und hätte am

liebsten das Rad der Zeit zurück gedreht. Die Kinder hatten es schwer mit einem Vater, der vierrädrige Fahrzeuge, die ohne eingespannte Pferde fuhren, dafür aber mit Gestank und Getöse durch die Landschaft brausten, nur für Teufelszeug hielt. Wenn die Rede auf noch wacklige Flugzeuge am Himmel kam, war er schnell bei der Hand mit der Geschichte vom Ikarus und vom Ulmer Schneider, die sich beim Versuch zu fliegen, ordentlich die Finger verbrannt hätten. Kein Wunder, dass da die Familie an einander geriet, da die Jungen fasziniert immer wieder von der neuen Technik sprachen. Wurde der Disput zu laut, ging Elisabeth dazwischen und es reichte schon ein kummervoller Blick von ihr, dass die Streitenden verstummten.

*"Wer spricht von mir und den Meinen,
der gehe nach Hause und betrachte die Seinen,
findet er dort kein Gebrechen,
dann kann er von mir und den Meinen sprechen."*

Andere Völker, andere Sitten

Es ist doch nicht für immer, sagt der Vater und übersieht die Tränen in den Augen der Mutter. Der Sandor Radványi war mir beim Militärdienst ein treuer Kamerad und er sorgt gut für seine Familie. Es wird dem Viktor nicht schaden, wenn er ein Jahr in einem ungarischen Haus verbringt. Danach wird er bei den Hollingers seine Schusterlehre beginnen. Die jungen Burschen im Dorf haben doch nur Flausen im Kopf. Der Vater hat ja Recht und trotzdem schmerzt es die Mutter, ihren Ältesten ziehen zu lassen. Im Grunde ist es eine gute Idee mit einer ungarischen Familie Kinder auf Zeit zu tauschen. Den großen Krieg haben die Ungarn und die Deutschen gemeinsam verloren, es gibt keine Donaumonarchie mehr, wir leben jetzt in einem klein gewordenen Staat und wir Donauschwaben sind ein Teil davon. Überall Aufruhr und Revolution, es herrscht keine Ordnung mehr auf dieser Welt. Unruhig sind die Zeiten geworden und unsicher und da ist es umso besser, wenn der Sohn sein Ungarisch verbessert und lernt wie es in einem fremden Haus auf- und zugeht. Gute Manieren und Anstand haben wir ihm ja beigebracht. Wir haben den Haselnussstock in der Ecke, wenn die Kinder nicht parieren, und die Radvanyis die Gerte. Dem Hintern in der Hose wird es egal sein mit was er gezüchtigt wird. Der Viktor ist doch vernünftig und den Stock haben wir schon lange nicht mehr gebraucht. Unser Großer sträubt sich auch nicht mehr dagegen, ein Tauschkind zur werden. Vater und Sohn haben von Mann zu Mann miteinander gesprochen und die Radvanyis freuen sich auf ihr neues Kind. Der Vater meint, dass die Donauschwaben nicht länger so tun können, als wären sie allein auf der Welt. Wir wollen doch, dass uns die Ungarn respektieren, also gehört es sich, dass wir ihnen auch unseren Respekt zollen. Das geht nur, wenn wir wissen auf welcher Seite sie den Speck anbraten. Und wenn es nicht gut geht, dann holen wir ihn eben wieder heim. Das Dorf Szemely ist ja nicht aus der Welt.

Wie schön waren die gemeinsamen Kirchweihfeste mit unseren ungarischen Gästen und wie gern bist du zum Gegenbesuch gereist. Mit Händen und Füßen

haben wir geredet und ein Kauderwelsch geplappert, dass wir selber darüber lachen mussten. Hinterher war es uns peinlich, nicht besser ungarisch zu sprechen, es ist nun mal jetzt unsere Landessprache.

Nach dem dritten Glas Rotwein - wenn die Musiker mit Geige und Akkordeon den Czardas spielten - war der Vater manchmal ein wenig neidisch auf die Lebensfreude seiner ungarischen Gastgeber gewesen. Jedes Mal wurden sie davon angesteckt, wenn sie von ihren Freunden auf ein Fest geladen waren. Bei jedem weiteren Glas fiel dann das Sprechen immer leichter.

Gern hält die Mutter ein Schwätzchen mit ihren donauschwäbischen

Nachbarinnen, wäre es da nicht gut, wenn sie mit den ungarischen Bauersfrauen auf dem Markt auch ein wenig plaudern könnte. Im Spaß meinte die Mutter, ob es denn nicht besser sei, sie ginge anstatt des Sohnes als Tauschfrau weg. „Du bleibst schön brav hier bei den Kindern und mir“ antwortete der Vater, aber lernen kannst du das Ungarisch vom Bub, wenn er zurückkommt. Ein Jahr mit der anderen Sprache zu leben, macht aus ihm noch keinen Ungarn, aber leichter wird er es haben als Schuster, wenn er mit seiner Kundschaft reden kann.

Viktor selber war, nachdem er Sinn und Zweck des Tausches verstanden hatte, nicht mehr gar so unglücklich. Im Gegenteil, als er seinen Rucksack schnürte, wich die Traurigkeit einer freudigen Erregung, die alles Neue für die Jugend mit sich bringt.

„Wirst wohl ein Ungarnkind“ hänselten ihn die Freunde auf der Gasse. Die strengen Volksdeutschen im Dorf sahen die Tradition der Tauschkinder gar nicht so gern. Zuviel Fremdes würde so ins Dorf gebracht. Die Donauschwaben sollten ihren Grund und Boden zusammen halten. Auch der Pfarrer sah dies so, vor allem dann, wenn der Tausch Liebschaften zur Folge hatte. Soweit dachte der junge Viktor aber nicht, als er von den Geschwistern Abschied nahm. Die Tränen der Mutter waren ihm peinlich, weil die Nachbarn um ihn herumstanden. Vor allem die Kinder kamen nicht allein wegen Viktor, sie wollten alle das Automobil vom Landarzt Wagner sehen, der sich angeboten hatte, den Jungen bis nach Pecs mit zu nehmen. Dort würden ihn dann die Radvanyis in Empfang nehmen und mit dem Pferdefuhrwerk nach Szemely fahren. Schüchtern, aber innerlich auch ein wenig stolz, stieg Viktor in das Auto ein. Als die Fahrt losging, drehte er sich noch einmal um und sah die Winkenden für fast ein Jahr zum letzten Mal; dann erspähte er nur noch die Kirchturmspitze und das Dorf verschwand hinter den Hügeln.

*"Unser Vater ist im Krieg,
lieber Gott hilf ihm zum Sieg,
breite Deine Flügel aus,
bring ihn bald gesund nach Haus."*

Schrecken des Krieges

Solange die Kinder den Krieg nur spielen, ist er noch nicht bei uns angekommen. Der Vater starb für den Kaiser an der Front. Meine Militärzeit verbrachte ich im ungarischen Heer. Jetzt sollen wir dem deutschen Reich dienstbar sein und siegen helfen in einem Krieg, der nicht der unsre ist. Was bedeutet mir ein Vaterland, wo ich doch nur unser Stückchen Heimat kenne. Ein Jude hat uns immer redlich das Vieh abgekauft, ein Zigeuner die Kessel geflickt und mein Bruder wohnt auf der anderen Seite der Donau und geht bei den Serben ein und aus. Sind wir denn ganz narrisch geworden, dass das alles nichts mehr zählt. Volksschädlinge sollen das sein, anstatt Menschen, mit denen wir schon seit Generationen zusammenleben. Unsere Vorfahren haben vor lauter Not und Elend das alte Reich verlassen, eine Kaiserin hat sie gerufen. Wir haben hier an der Donau eine neue Heimat gefunden. Ja, es war nicht immer einfach mit den Ungarn. Doch man hat sich zusammengerauft. Wenn nur die große Politik nicht wär. Woher kommt plötzlich all das Exerzieren und Strammstehen. Früher wurde im ganzen Land madjarisiert, jetzt kommen die Reichsdeutschen und wollen uns germanisieren. Ganz verrückt machen sie meinen Buben in der Schule. Der Herr Lehrer spricht von Führer, Volk und Vaterland. All das Schreiende und das Laute, das ist nichts für uns Donauschwaben. Bescheidenheit ist eine Zier und damit sind wir hier ganz gut gefahren. An den Stammtisch im Gasthaus sitze ich schon gar nicht mehr. Da geht es nur noch um das Siegen an der ganzen Frontlinie. Da reden sie wie die Kraftmeier und führen sich auf als wären sie Generäle. Jetzt haben sie auch noch Russland überfallen und das wird für uns alle ein schlechtes Ende nehmen. Sie wollen doch nur unsere Jugend, weil sie Soldaten brauchen für ihren Krieg. Und wenn er verloren geht, was wird dann aus uns Donauschwaben? All diese Gräueltat und die Gewalt wird auf uns zurückfallen und dann Gnade uns Gott. Mein Großer ist schon ganz angesteckt von diesem Wahn. Für die Jungen bin ich der ewig Gestrige, dabei sind sie es, die nicht an Morgen denken. Aber auch die jungen

Ungarn und die Rumänen sind nicht besser. Alle zündeln sie mit dem Feuer und entfachen einen Brand, den sie nicht mehr löschen können. Mit dem letzten Krieg ist was zerbrochen und die Scherben passen nicht mehr zusammen. Unsere Kinder stellen neue Fragen, auf die wir nur alte Antworten haben. Vielleicht haben wir nicht weit genug über den Tellerrand geblickt, doch wir Donauschwaben sind nur ein kleines Rad im großen Getriebe der Welt. Am deutschen Wesen soll die Welt genesen. Mit solchen Parolen kommt mir mein Junge nach Hause und ich soll ihn ziehen lassen nach Deutschland zum Militär. Dabei trauen sie uns Donauschwaben nicht recht. In die Wehrmacht lassen sie unsere Männer nicht, sie sollen in die Waffen SS. Wenn schon meine Argumente nicht fruchten, wenigsten die Tränen der Mutter sollten unseren Sohn doch zurückhalten. Er ist nicht der einzige Junge im Dorf, der angesteckt wurde von diesem wahnhaften Hirngespinnst. Aber dass manche Väter ihre Söhne mit Stolz ziehen lassen, will mir nicht in den Kopf gehen. Die Jungen fehlen doch bei der Arbeit, sie fehlen im Dorf als die Hoffnung auf unsere Zukunft. Für was haben unsere Vorfahren unter Entbehrung und Not dies alles aufgebaut. Es war ihr Fleiß und ihre Rechtschaffenheit, dass wir uns einen bescheidenen Wohlstand erwirtschaftet haben. Möglich war dies nur, weil wir brav unsere Steuern bezahlt haben und uns ansonsten nicht in die große Politik einmischten. Soll das jetzt alles umsonst gewesen sein.

Wenn er nur ein Mädchel hätte. Dann wäre vielleicht alles anders gekommen. Er soll doch einmal an meiner Stelle die Schreinerwerkstatt übernehmen und auch den kleinen Hof. Es ist noch nicht so lange her, dass er die Gänse hütete und mir in der Werkstatt zur Hand ging und das Handwerk von der Pike auf lernte. Viel lieber als zur Schule zu gehen, blieb er hier in der Werkstatt und half mit wie ein Lehrling und freute sich, wenn aus Brettern Möbel wurden. Davon ist jetzt keine Rede mehr. Jetzt wird nur noch politisiert und nachgeplappert, was das braune Parteiblatt vorschreibt. Der Nationalismus ist ein Gift, das die Habenichtse anlockt und die Jugend verdirbt. Was ist dieser Volksverführer gegen den Kaiser Franz Josef, auch wenn ihm sein Habsburgerreich unter den Fingern zerrann. Er stand doch immer ein für das Leben und Leben lassen. Der Nationalismus war es, der uns schon einmal einen Krieg brachte und das Kaiserreich einstürzen ließ. Man möchte es nicht glauben, dass wir aus der Vergangenheit nichts gelernt haben.

„Geh Vater, möchtest dich nicht doch noch von dem Jungen verabschieden“.

Die Mutter stand in der Tür und noch ganz in seinen Gedanken, sieht er nur die Tränen in ihren Augen. Doch er bleibt stur sitzen. Gerne würde er aus lauter

Verzweiflung auch weinen oder aufwachen aus diesem bösen Traum und seinen Sohn endlich wieder einmal in die Arme nehmen. Aber er bleibt in der Stube ohne Abschied zu nehmen, so als wäre im Moment aller Lebensmut aus ihm gewichen und es war ihm nicht möglich vors Haus zu gehen, um seinem Sohn Lebewohl zu sagen. Schweigend ist er auch sitzen geblieben, als ein paar Monate später die Nachricht kam, dass der Sohn an der Ostfront gefallen ist.

*"Wenn dieses Haus so lange steht,
bis aller Neid und Hass vergeht,
so wird dies Haus so lange steh'n,
bis daß die Welt wird untergeh'n."*

Verlust der Heimat

„Wo sind Mutter und Vater?“ Unablässig stellt der kleine Andreas die gleiche Frage und immer wieder weiß die große Schwester Hedwig darauf keine Antwort. Sie versucht ihn damit zu trösten, dass ja die Großmutter bei ihnen sei und dass bestimmt alles wieder gut wird. Jetzt bricht schon die zweite Nacht herein, dass sie in diesem Lager sind, in einer Bretterbude, die in einem schlechteren Zustand ist, als ihre Scheune zu Hause. Auch Hedwig möchte nichts anderes, als so schnell als möglich wieder heimkehren. Wer würde wohl die Kühe melken und den Tieren zu fressen geben, wenn auch die Eltern nicht mehr auf den Hof durften. Sicherlich würden sie sich große Sorgen machen und überall nach ihnen suchen. Sicher wurden sie ebenso vertrieben und waren in einem ganz anderen Lager. Niemand würde mit Arco, dem Hofhund spielen, der an der Kette die ganze Zeit bellte, als diese fremden Männer auf den Hof gekommen sind. Obwohl die Großmutter mit dem Anführer couragiert redete und ihn inständig bat, auf die Eltern warten zu dürfen - sie waren im Nachbardorf - konnten die Drei nur eiligst ein paar Sachen zusammenpacken und mussten mit den anderen Deutschen das Heimatdorf verlassen. Zum Glück hat die Großmutter den Leiterwagen mitgenommen, denn bald schon konnte der kleine Andreas auf dem langen Fußmarsch nicht mehr laufen. Wir haben Hunger, binnen kurzem kennen die Kinder nur noch dieses Gefühl. Was war das für ein Glück, als eine serbische Bauersfrau, die am Straßenrand stand, der Großmutter heimlich einen ganzen Laib Brot und ein Glas mit Gänseschmalz zusteckte. Der kleine Bruder hat gerade den letzten Kanten gegessen und Oma ist unterwegs, um irgendwo etwas Essbares aufzutreiben. Sie kam zurück mit einer Tasche voller Kukuruz, den wir auf dem Hof immer im Winter für die Kaninchen hatten. Aus der anderen Tasche zog sie ein paar verschrumpelte Mohrrüben heraus, die die Kinder zu Hause sicherlich verschmäht hätten, aber jetzt waren sie dankbar überhaupt etwas zum Essen zu bekommen. Andreas weinte sehr viel in jenen Wochen. Der Junge war

Omas ganze Sorge. Er durfte nur ja nicht krank werden und unvorstellbar war für sie der Gedanke, ihn allein zurücklassen zu müssen.

Irgendwann drang das Gerücht auch zu den Dreien durch, dass sie mit einem Viehwaggon abgeschoben würden nach Österreich, sie dort aber auch nicht bleiben durften, sondern nach Deutschland weiter müssten. Von dort hörte man aber gar keine guten Nachrichten. Die Städte seien zerbombt und lägen in Schutt und Asche. Das ganze Land sei besetzt von fremden Armeen. Alles ginge drunter und drüber und Flüchtlinge seien das Letzte, was dort erwünscht wäre. Alles Hoffen und Bangen, dass sie vielleicht doch wieder nach Hause dürfen, half nichts. Nach Wochen, die Großmutter hatte die Tage nicht mehr gezählt, mussten sie mit den anderen Donauschwaben aus dem Lager in den Zug nach Österreich. Wie sollten sie so jemals wieder auf die Eltern treffen? Zum Glück hatte die Großmutter genügend an Essen organisiert und Wasser war auch vorhanden, denn der Zug hielt manchmal stundenlang auf offener Strecke ohne ersichtlichen Grund. An Bahnhöfen, die selbst die Oma nicht mehr kannte, stiegen weitere Vertriebene zu und es wurde recht eng im Waggon. Schließlich waren sie in Österreich. Die drei unfreiwillig Reisenden konnten sich endlich wieder richtig waschen und bekamen sogar eine heiße Suppe. Nur das mit dem Entlausen war eine Prozedur, die nicht bloß der kleine Andreas ungern über sich ergehen ließ. Nach Tagen ging es weiter und sie landeten in Bayern, das Hedwig nur mit dem Finger auf der Landkarte kannte. Und was für eine seltsame Sprache dort zu hören war. Sie mussten sich am Anfang ganz schön anstrengen und immer mal wieder nachfragen, wenn sie etwas verstehen wollten.

Misstrauisch wurden sie beäugt und mancher Blick der Bewohner der Kleinstadt schien nichts Gutes zu verheißen. Erst als sich ein amerikanischer Offizier der Neuankömmlinge annahm, bekamen sie ein Zimmer in einem alten Gasthaus zugewiesen. „Endlich wieder in einem Bett schlafen“, dachte Hedwig, wenn es auch ganz schön eng war mit dem Andreas an der Seite. Die Großmutter nahm mit einer alten Couch vorlieb und war glücklich, dass es auf dem Flur sogar eine Kochplatte gab, die sie benutzen durfte. Ihr erster Weg führte sie zu einer Rotkreuzstation und zu den Amerikanern. Sie schilderte ihre Situation und wollte umgehend nach den Eltern suchen lassen und gab ihre Adresse an. Was für ein Glück, dass es Vater und Mutter ebenfalls nach Bayern verschlagen hatte. So erfuhren diese recht bald, dass es die Großmutter mit den Kindern auch hierher geschafft hatte. Trotz all dem Leid und der Not war die Wiedersehensfreude überschwänglich. Der kleine Andreas war ganz aus dem

Häuschen und wusste vor lauter Freude nicht, ob er weinen oder lachen sollte. Die Familie war wieder beisammen und alles Weitere würde sich schon ergeben. Die Verzweiflung der Eltern war groß, da auch sie daheim nicht mehr auf den Hof durften, vor allem für die Mutter, die solche Ängste um ihre Kinder ausstand. Aber bei allem, was man so gehört hat, was den Anderen bei der Vertreibung so zugestoßen ist, hatten sie doch Glück, dass sie sich jetzt unbeschadet wieder in die Arme nehmen konnten.

Jahre später, der kleine Andreas war mittlerweile auch zum Schulkind geworden, die Familie hatte sich eingelebt in der bayerischen Kleinstadt, Vater fand eine gute Arbeitsstelle und dadurch konnten sie sich endlich eine größere Wohnung leisten. Ganz glücklich war die Hedwig, dass sie sogar ein eigenes Zimmer bekam. Sie war zu einem hübschen Mädels herangewachsen und all die Jungs, die sie noch vor kurzem wegen ihrem Dialekt und dem komischen Vornamen gehänselt und an den Zöpfen gezogen hatten, waren jetzt ganz zuvorkommend und machten ihr schöne Augen.

Nur die Großmutter machte der Familie Sorgen. War sie doch so stark gewesen, als sie mit den Kindern vom Hof vertrieben wurde. Sie hütete die Beiden wie ihre Augäpfel und beschützte sie in jenen schrecklichen Wochen. Sie war eine resolute Frau gewesen, die sich zu wehren wusste und ihre Enkel so gut es eben ging versorgte. Nun saß sie aber immer häufiger abends apathisch am Tisch, vergaß das Essen und reagierte auch nicht, wenn man sie ansprach. Ganz plötzlich rannen ihr Tränen über das Gesicht und spät in der Nacht begann sie ihre Koffer zu packen; sie wollte nach Hause in ihr altes Dorf und auf den Hof zurück. Vater konnte ihr das nur mit Mühe ausreden. An den Tagen, an denen sie mit den Kindern wieder sprach, war nur die Rede von zu Hause und wie schön es doch in der Heimat war. Hedwig begann gerade ihre Lehrzeit in der Textilfabrik, als die Großmutter von ihnen ging. Sie verstarb ohne das Anzeichen einer schweren Krankheit, außer ihrer Traurigkeit. Auf die Frage der Bekannten und der Nachbarn, woran denn die Oma gestorben sei, antwortete die Mutter - an Heimweh, nur an Heimweh, denn einen alten Baum könne man halt nicht mehr verpflanzen.

Thomas Mahr